Nach Gesprächen mit dem großen Harold Bloom

Joshua Cohen lässt Israelis und amerikanische Juden aufeinandertreffen – und schafft ein Meisterwerk

Joshua Cohen lässt sich in seinem neuen Roman „Die Netanjahus“ viel Zeit, ehe er die titelgebende Familie auftreten lässt. Aber was ist das für ein Auftritt! Die Netanjahus kommen nach circa zwei Dritteln des Buches in einem halb kaputten Ford die verschneite Straße heruntergefahren. Sie sind in Tierfelle gekleidet. Sie verwüsten mit ihren von Schmutz starrenden Schuhen die Dielen und Teppiche in einem jüdisch-amerikanischen Mittelstandshaus. Der Jüngste muss erstmal auf dem Esstisch gewickelt werden, und seine Windel stinkt die Bude voll. Die älteren Netanjahus sind rechthaberische Angeber, sie beleidigen ihre Gastgeber nach Kräften.

VON HANNES STEIN

Von den drei Netanjahu-Kindern – Iddo, Benjamin und Jonathan – erweist sich nur Jonathan, der Älteste, nicht als hoffnungsloser Barbar. Quasi zum Ausgleich vögelt er später die Tochter des Hauses, aber wir vergaloppieren uns. Nein, schöner, lustiger und karikaturhafter lässt sich der Gegensatz zwischen Israelis und braven amerikanischen Diasporajuden einfach nicht in Szene setzen.

In den ersten zwei Dritteln nimmt Cohen sich viel Zeit, ein möglichst komplettes Porträt seines Ich-Erzählers zu zeichnen. Der gute Mann heißt Ruben Blum und unterrichtet an der (fiktiven) Corbin University im (ebenso fiktiven) Städtchen Corbindale im Bundesstaat New York amerikanische Geschichte. Er wurde 1922 in der Bronx geboren, kann sich also noch an den altmodisch-christlichen Antisemitismus der anderen Amerikaner erinnern. Die Existenz amerikanischer Juden, sagt er an einer Stelle, sei „ein Ärgernis für manche und eine Merkwürdigkeit für alle“. (Das ist die clevere Abwandlung eines Zitats aus einem Brief des Apostels Paulus – er schrieb, das Kreuz sei „den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit“). Verheiratet ist Ruben Blum mit Edith, die, im Unterschied zu ihm, aus einer wohlhabenden Familie von deutsch-jüdischen Assimilanten stammt. Und bevor die Geschichte mit den Netanjahus losgeht, ist schon eine komische Katastrophe passiert, die sich nur aus den Zeitumständen erklären lässt.

Cohens Roman spielt anno 1960. Damals ließen viele amerikanische Jüdinnen sich von Schönheitschirurgen ihre Nase richten; sie wollten kein riesensemitisches Riechorgan im Gesicht, sondern ein feines arisches Näschen. Auch Judith („Judy“), die Tochter von Ruben und Edith, träumt von einem nichtjüdischen Gesicht – sehr zum Entsetzen von Rubens ostjüdischem Vater, der in dringenden Fällen immer noch Jiddisch spricht. Und so legt Judy ihren Großvater herein: Sie stellt sich gebückt mit der Nase vor den Türknauf und behauptet, sie sei eingesperrt, ob ihr jemand helfen könne? Großvater rennt gegen die Tür, die Tür fliegt mit Karacho auf, den Rest der blutigen Operation stellen wir uns lieber nicht allzu detailreich vor. Eine eindrucksvollere Metapher für den geradezu schmerzhaft wütenden Willen zur Assimilation könnte sich kein Romancier ausdenken.

Nächste Szene: klappriger Ford, schmutzige Windeln, die Netanjahus. Folgende Dinge hat Joshua Cohen nicht erfunden, sie sind wahr und können auch anderswo nachgelesen werden. Erstens: Benzion Netanjahu, 1910 in Warschau als Benzion Mileikowski geboren, war ein Historiker mit dem Spezialgebiet „Juden unter der spanischen Inquisition“. Benzion Netanjahu vertrat eine radikale These, die alles auf den Kopf stellte, was vor ihm gelehrt worden war: Viele spanische Juden seien vor 1492 freiwillig zum Christentum übergetreten. Die spanische Inquisition habe diese christianisierten Juden – die „conversos“ – im Auftrag der spanischen Krone (und eigentlich gegen den Willen der Kirche) künstlich zu Juden ernannt, die insgeheim weiterhin ihren alten Glauben praktizierten. Mithin sei die spanische Inquisition die Erfinderin des Rassenantisemitismus. Zweitens: Jonathan Netanjahu wurde zum Kriegshelden, als er sich 1976 als Mitglied einer Eliteeinheit der israelischen Armee an der Befreiung der Geiseln von Entebbe beteiligte. Er war der einzige Israeli, der bei diesem Militäreinsatz ums Leben kam. Drittens: Benjamin („Bibi“) Netanjahu wurde 1996 und dann wieder 2006 zum israelischen Ministerpräsidenten gewählt. Er war länger im Amt als David-Ben-Gurion, der Staatsgründer Israels. Den Rest entnehmen Sie bitte der Tagespresse.

Oberflächlich betrachtet gehört Joshua Cohens Buch „Die Netanjahus“ dem Genre des Campusromans an. Im Mittelpunkt eines Campusromans steht ein Professor (es ist immer ein Mann), dem ein nur halb tragisches berufliches Missgeschick widerfährt. Den Professor umgibt ein klatschversessenes Umfeld, das wegen umfassender Weltfremdheit nicht die Bohne von dem kapiert, was eigentlich vor sich geht. Meistens gibt es auch noch eine Ehefrau, die nicht mehr viel mit ihrem Gatten anzufangen weiß.

All diese Zutaten sind bei Joshua Cohen vorhanden. Aber sein Roman sprengt das Genre, es geht hier um eine viel fundamentalere Frage. Nämlich: Hat das amerikanische Judentum noch eine Chance? Jener Benzion Netanjahu, den Cohen schildert, ist von Herzen unsympathisch, ein Flegel mit Professorentitel, ein Rechtsradikaler, der sich als Intellektueller verkleidet. Aber gerade diesen Flegel lässt Cohen die tollsten und wahrsten Sätze seines Buches sagen. Der Roman kulminiert in einer Szene, in der Netanjahu eine Vorlesung hält, die darüber entscheiden soll, ob er an der Corbin University eine Festanstellung erhält. (Unter uns: Es wird nichts draus.) Netanjahus Vorlesung läuft auf ein unausgesprochenes Postskriptum hinaus, das (wenn man es ausspricht) wie folgt lautet: „Hier ist, was ich von Amerika halte – nichts. Hier ist, was ich von amerikanischen Juden halte – nichts. Eure Demokratie, eure soziale Inklusion, eure Außergewöhnlichkeit – nichts. Eure Überlebenschancen – nicht vorhanden. Du, Ruben Blum, stehst außerhalb der Geschichte; du bist erledigt; in einer oder zwei Generationen wird die Erinnerung an eure Leute tot sein, und Amerika wird euren Nachfahren, die nicht mehr erkennbar sein werden, nichts Echtes geben, mit dem ihr euer Gefühl ersetzen könnt, einem Volk anzugehören …“

Hat Benzion Netanjahu Recht? Hatte der Nationalist Ze’ev Jabotinsky Recht, der Benzion Netanjahus Idol war und Joshua Cohens Roman das Motto vorgibt? Es lautet in all seiner Rabiatheit: „Eliminiert die Diaspora, oder die Diaspora wird euch eliminieren.“ Übersetzung ins Amerikanische: Vergesst eure linksliberalen Träume, ihr amerikanischen Juden, auch dieses Imperium wird auseinanderfliegen, wie bisher noch jedes Imperium auseinandergeflogen ist, und dann seid ihr dran. Prophetisch oder prophetischer Unsinn?

Natürlich ist Joshua Cohen viel zu klug – und als Romancier viel zu ausgefuchst –, um eine Antwort zu versuchen. Auch Thomas Mann hat sich in seinem „Zauberberg“ ja nicht an die Seite von Naphta oder Settembrini gestellt, sondern den beiden einfach nur zugehört. Cohen ist ein junger Romancier, knapp 41 Jahre alt, der aber schon auf ein breites Oeuvre verweisen kann. „Die Netanjahus“ verdankt sich, wie er in einem rasanten Nachwort verrät, Gesprächen mit dem Shakespeareforscher und Literaturmonstrum Harold Bloom, das vor zwei Jahren verstorben ist. Bloom kannte Benzion Netanjahu tatsächlich – das ist der wahre Kern des Buches –, aber nur ein Idiot könnte ihn mit Ruben Blum verwechseln, den Joshua Cohen sich von A bis Z ausgedacht hat. Ihm ist mit diesem wilden, verzweifelten, hochkomischen, tieftraurigen, hervorragend durchkomponierten Roman ein Meisterwerk gelungen.

Joshua Cohen: **The Netanyahus.** An Account of a Minor and Ultimately Even Negligible Episode in the History of a Very Famous Family. New York Review Books, 240 S., 14,95 $.

Wie in seinem vor zehn Jahren erschienenen Roman „Open City“ beweist Teju Cole auch in seinen Essays und Fotografien ein sicheres Gespür für den blinden Fleck im Auge des Betrachters. In „Golden Apple of the Sun“ (Mack, 136 S., 40 €), seinem neuen, wenige Wochen vor der Präsidentschaftswahl entstandenen Buchs, beobachtet der 1975 geborene nigerianisch-amerikanische Schriftsteller und Fotograf die vertrauten Dinge auf seiner heimischen Küchentheke und reflektiert sie in einem weitläufigen historischen Kontext, der über den Augenblick hinausgeht. Das Zoom-Meeting findet auf Coles Wunsch ohne Videoübertragung statt.

VON THOMAS DAVID

PICTURE ALLIANCE / GATTONI/LEEMA

Teju Cole im Gespräch über die Macht des Sehens und die Frage, was es heißt, als Schwarzer ein niederländisches Stillleben zu betrachten

„ICH HABE EINE RADIKALE SICHT AUF DIE ZUKUNFT“

DIE LITERARISCHE WELT: Die Fotos und der Essay Ihres neuen Buchs sind im Herbst 2020 in den letzten sechs Wochen vor der Präsidentschaftswahl entstanden. Es handelt sich dabei um Ihre Antwort auf die Frage, wie es Ihnen gelingen könnte, diese Zeit „ohne Nervenzusammenbruch“ zu überleben – können Sie Ihre Gefühlslage unmittelbar vor Beginn der Arbeit an „Golden Apple of the Sun“ beschreiben?

TEJU COLE: Das Projekt begann mit dem Gefühl, zwischen zwei Unermeßlichkeiten gefangen zu sein. Die eine war, während der Pandemie seit sechs Monaten im Lockdown zu leben. Eine ziemlich beispiellose Situation. Wie die meisten Leute waren wir zu Hause und hörten die Nachrichten von den sehr traurigen Dingen, die sich überall auf der Welt ereigneten. In den USA hatten wir die höchste Zahl der Toten, und im Frühjahr erreichten uns schreckliche Nachrichten aus New York, wo täglich viele Menschen starben. Ende September hatte mich eine unvorstellbare emotionale Erschöpfung erfasst, insbesondere weil wir nicht wussten, ob es Aussicht auf ein Ende es gab.

Bei der zweiten Unermesslichkeit handelte es sich um Donald Trump?

Klar, dass ein Teil der Trauer des Augenblicks damit zutun hatte, dass wir einen zutiefst inkompetenten, fahrlässigen, gefühllosen Präsidenten hatten. Weil er eine Art Magier der Politik war, so wie es bei autoritären Führern oft der Fall ist, und sich das, was für normale Politiker eine Schwäche darstellt, bei autoritären Figuren als Stärke erweist, wussten wir nicht, ob er sich vier weitere Jahre an der Macht halten würde. Die Möglichkeit war real.

In „Golden Apple of the Sun“ erwähnen Sie Trumps Namen nicht.

Das stimmt. Ich wollte mich ohnehin nicht mit der unmittelbaren Wahlpolitik beschäftigen, sondern mit etwas, das ausreichend komplex war, um für sechs Wochen darin abzutauchen. Dann würden wir sehen, wo wir stehen.

In „Archipelago“ schrieben Sie, dass es Ihnen um „gegenwärtige politische Augenblicke“ ginge – im Vergleich dazu mutet Ihr Essay sowie die Fotos, die von den Objekten auf Ihrer Küchentheke gemacht haben, ziemlich kontemplativ an.

Es gibt Dinge, die direkter sind als andere, und Dinge, die weniger direkt sind. In „Golden Apple of the Sun“ habe ich mich bemüht, ein interessantes Gleichgewicht herzustellen. Die Fotos sind zurückhaltend und schlicht, beinahe eine Erkundung des Banalen im Sinne der bescheidenen Realität des alltäglichen Lebens. Bei dem Essay handelt es sich um den längsten, den ich je geschrieben habe. Ich schreibe darin über meine Kindheit, über Hunger, ich schreibe darüber, ein Erwachsener zu sein, über das Kochen und Essen und darüber, eine bestimmte Beziehung zu der Nahrungsproduktion zu haben, die Art und Weise wie uns die Pandemie gezwungen hat, zu Hause zu essen. Dann erweitere ich den Kreis nach außen und befasse mich mit der Geschichte von Cambridge, Massachusetts, wo ich lebe.

Was heißt es, der Betrachter und nicht der Betrachtete zu sein, wie Sie im Zusammenhang mit einem Stillleben des niederländischen Malers Juriaen van Streeck schreiben, auf dem „der Moor“ ein Objekt neben anderen ist, die den Reichtum des Goldenen Zeitalters repräsentieren?

Wenn wir einen genauen Blick auf die Geschichte werfen, sehen wir Dinge, die wir nicht gern anschauen. Wir sehen Dinge, die uns erzählen, wie wir an dem Punkt angelangt sind, an dem wir uns befinden. Wir sehen einiges, das schön und angenehm ist. Aber was wurde in der Darstellung weggelassen? Wer wurde weggelassen? Was heißt es zum Beispiel, als Schwarzer ein niederländisches Stillleben zu betrachten? Für gewöhnlich werden diese Gemälde wegen ihrer Schönheit gerühmt, wegen der Art, wie sie den Wohlstand oder die Vanitas-Symbolik zum Ausdruck bringen. Aber ich finde, es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass sie uns etwas über eine globalisierte Welt erzählen, über den Reichtum, der etwas mit Aktivitäten in Übersee zu tun hat. Was heißt es, wenn ein schwarzer Betrachter auf einem Bild den Körper eines anderen Schwarzen sieht? Was macht es mit deiner Subjektivität, wenn du nicht zu dem Publikum gehörst, für das das Bild bestimmt ist? Dies ist ein Aspekt der Geschichte, der mich immer interessiert hat, denn man geht normalerweise nicht davon aus, dass ich der Betrachter bin. Man geht nicht davon aus, dass ich der Gelehrte bin.

Ihr Essay ist nicht nur während der Pandemie und des Wahlkampfes entstanden, sondern auch in der Zeit nach der Ermordung von George Floyd. Sie erwähnen Floyd ebenso wenig wie Trump oder Binden. Dennoch scheint er mir zwischen den Zeilen von unübersehbarer Präsenz zu sein.

Was mit George Floyd geschah, war in kultureller Hinsicht von großer Bedeutung. Sein Tod hat weite Teile der Bevölkerung auf die anhaltende Geringschätzung aufmerksam gemacht, der Schwarze in den USA ausgesetzt sind. Aber ich fand, dass einer der Nutzen, den man aus dem George-Floyd-Moment ziehen konnte, darin lag, darauf zu bestehen, über diesen Moment hinwegzublicken. Über die Gewalt hinwegzublicken, die von der einen Person ausgeübt wurde, die George Floyd das Leben genommen hat, und systemischer auf die Rassenproblematik zu schauen. Ich habe in meiner Arbeit dem indirekten Blick immer den Vorzug gegeben und das betrachtet, was übersehen wurde oder nicht so offensichtlich ist. Für mich ist es ein wichtiger politischer Modus, den indirekten Blick als Form historischer Beweisführung zu verstehen. Natürlich ist es wichtig, darüber nachzudenken, was es bedeutet, wenn wir von Black Lives Matter sprechen. Aber wir dürfen uns nicht dem Denken und Fühlen versperren, das um diese einzelnen Momente herum existiert.

Inwiefern glauben Sie, dass der Tod von George Floyd einen Wendepunkt markiert?

Ich bin mir da nicht so sicher. In bestimmten Bereichen werden Schwarze vielleicht etwas stärker repräsentiert sein als zuvor. Aber die Millionen schwarzer Menschen, die in Ketten gelegt wurden, auf dem Weg in die Neue Welt unter schrecklichen Umständen ums Leben kamen und hier beinahe wie Nutztiere aufs Grausamste behandelt wurden, kamen nicht zu ihrem Vergnügen in die USA. Sie waren billige Arbeitskräfte und sollten denjenigen, die sich für ihre Eigentümer hielten, Profit verschaffen. Man kann nicht über die Rassenfrage reden, ohne über den Kapitalismus zu sprechen. Wenn die gegenwärtige Diskussion dazu führt, dass es für die Polizei schwieriger wird, Schwarze zu töten, okay. Das ist eine Diskussion. Aber es handelt sich dabei lediglich um ein Symptom, nicht um das, was zu Rassenproblemen führte.

Brauchen die USA ein neues nationales Narrativ, wie es etwa Ihre Harvard-Kollegin, die Historikerin Jill Lepore, fordert?

Ich schätze Jill Lepores Gelehrsamkeit und mag sie persönlich sehr. Aber ein neues Narrativ der Geschichte Amerikas interessiert mich nicht. Mich interessiert, was es heißt, über Amerika hinaus zu denken, über alles, was Amerika zu sein glaubt. Die Nationalstaaten existieren erst seit zweihundert oder dreihundert Jahren, also seit nicht sehr langer Zeit. Es ist schön, dass Menschen in Hamburg deutsch und in Rom italienisch sprechen, aber das heißt nicht, dass es für immer unabhängige Länder geben muss. Die Dinge sind in Bewegung, und die Vereinbarungen, zu denen Menschen ihre Leben führen, können andere Formen annehmen, wie wir es etwa beim Europäischen Experiment sehen.

Was genau meinen Sie damit?

Es ist möglich, von Athen in die Normandie zu reisen, ohne seinen Pass zu zeigen, und wenn man in der Normandie ankommt, kann man in derselben Währung zahlen wie in Griechenland. Was wir als neues amerikanisches Narrativ bezeichnen, könnte also sehr viel kooperativer, sehr viel offener sein. Gegenwärtig tun wir so, als wären die Länder die wichtigsten Organisationseinheiten, während dies in Wirklichkeit die Banken sind; was ein Hedgefond in New York tut, berührt das Leben von jemandem in Bangkok, während das, was die Regierung von Thailand tut, keinen Einfluss auf jemanden hat, der im Senegal lebt. Ich habe daher eine radikale Sicht auf die Zukunft. Das amerikanische Experiment ist aus einer unglaublichen Gewalt hervorgegangen und ich glaube, dass es möglich ist, sich etwas radikal anderes vorzustellen.

Sind Sie so radikal, dass Sie sagen, das amerikanische Experiment sei gescheitert?

Ja, das würde ich sagen. Dies ist ein Land, in dem ich keine Krankenversicherung hätte, wenn ich morgen meinen Job verlieren würde. Und wenn dann bei mir übermorgen Krebs diagnostiziert werden würde, wäre ich bankrott, weil ich eine Behandlung bräuchte, aber kein Geld dafür hätte. Das ist ein gescheitertes Experiment. Und sowas passiert den Leuten andauernd. Andauernd. Eine plötzliche Erkrankung und du bist erledigt. Joe Biden macht zwar einen interessanten, ziemlich progressiven Job, aber Biden ist Präsident für vier Jahre und hat in zwei Jahren vielleicht schon nicht mehr die Unterstützung des Senats und des Kongresses. Die Dinge können sich sehr schnell drehen, weil die Hälfte der Bevölkerung dieses Landes noch immer an Trump glaubt.

Werden Sie nach dem Ende der Pandemie wieder den „unbeschwerten Liberalismus“ pflegen, den Sie in den Jahren zuvor kultiviert hatten? Ist es möglich, zum Lifestyle des Goldenen Zeitalters zurückzukehren?

Für mich war es vermutlich kein Goldenes Zeitalter. Es war eher so, dass ich in einem Widerspruch gelebt habe. Die Umstände zwingen einen zur Radikalität. Das, was Amerika sich selbst zuschreibt und was zum Beispiel auch Obama immer wiederholte, dass es sich bei Amerika um einen einzigartigen, wunderbaren Ort oder was auch immer handele, war niemals wahr – das war immer nur eine selektive Wahrheit.

Konnten Sie mit der Arbeit an „Golden Apple of the Sun“ auch Ihr Fernweh kompensieren?

Was mir fehlt, ist das Wandern, in den Bergen zu sein. Aber es ist ironisch, dass das Projekt nach meinem Fotoband „Fernweh“ derart auf mein Zuhause beschränkt sein sollte, dass ich es „Heimweh“ hätte nennen können. Ich glaube, dass wir alle mit einem anderen Blick auf unsere Art zu leben und auf die Welt aus dieser Pandemie hervorgehen werden. Wir sind uns unserer Fragilität mehr bewusst, und wir sollten etwas mehr Demut zeigen. Was mich betrifft, so verspüre ich eine größere Intensität von Wertschätzung. Ich habe sogar angefangen, den Himmel und die Wolken zu fotografieren. Das Leben ist sehr kostbar. Die Pandemie hat vielen Leuten großes Leid zugefügt und tut dies noch immer. Manchen von uns hat sie den Wert der Entschleunigung gelehrt.